

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 1

Artikel: Jacqueline
Autor: Naas, Lucien
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661932>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JACQUELINE

VON LUCIEN NAAS

Einer der luxuriösesten Dampfer der Messageries Maritimes verließ eben Colombo in Richtung Europa.

Unter den eleganten Passagieren der ersten Klasse sah, auf das Geländer gestützt, ein Mann die Küste Ceylons seinem Blick entschwinden. Dieser Reisende, von der Tropensonne gebräunt, mochte etwa vierzig Jahre zählen. Jeder, der ihn die rote Rosette und das Kriegskreuz tragen sah, hätte ihn für einen Offizier der französischen Kolonial-Armee gehalten.

In Wahrheit war Fernando Roubeyre, Hochburgunder von Geburt, seit langem Pflanzer in Cochinchina, wo er große Plantagen besaß. Von ungewöhnlicher Intelligenz, sehr tätig und seinem Berufe mit Umsicht nachgehend, war Fernand ein sympathischer Mann von angenehmen Gesichtszügen, die ein freier Blick erhellte. Verwaltungsoffizier, hatte er vor zehn Jahren den Dienst verlassen und sich in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit ein hübsches Vermögen erworben, das ihm gestattete, ein bequemes Leben zu führen, wo immer er es wollte.

Heute ein Träumer, melancholischem Sinnen geneigt, dachte er doch nicht daran, die Vergangenheit irgendwie anzuklagen, denn seine Unternehmungen waren schließlich erfolgreich gewesen. Nur eine alte Wunde, die nicht vernarben wollte, begann sich in seinem Herzen wieder zu öffnen.

Die Erinnerung an das junge Mädchen, das er seinerzeit geliebt hatte, verfolgte ihn mit jedem Tage, der das Schiff Frankreich näher brachte, immer mehr. Er war nun schon achtzehn Jahre nicht in seiner Heimat gewesen!

Wie er Jacqueline geliebt hatte! Wie er sie noch immer liebte! ... Sie hatten sich im Juni 1914 kennengelernt, und die Idylle hatte bis zum Anfang des Jahres 1916 gedauert, um welche Zeit das Mädchen von ihrer Familie gezwungen worden war, einen ihrer Vettern zu heiraten.

Jacqueline hatte mit zerrissenem Herzen ein-

gewilligt. Und für Roubeyre, der sich damals in den Argonnen befand, war dies, als ob die Sonne sein Leben verlassen hätte.

Er hatte sie niemals vergessen, Jacqueline, niemals, nicht in den Kampfgräben und nicht später, nach dem Friedensschlusse, da er, wieder Zivilist, in die Kolonien gegangen war.

Roubeyre hatte noch erfahren, daß Jacqueline Mutter eines Töchterchens geworden war, aber seit dem Tage, da er, im Februar 1918, Europa verließ, hatte er von Jacqueline nichts mehr gehört.

Sobald Fernand seine Zukunft gesichert wußte, wurde ihm der Wunsch, den kleinen Fleck Erde, wo er sein Herz hingegeben hatte, zu sehen, zu einem gebieterischen Bedürfnis, das jedenfalls befriedigt werden mußte.

In Marseille kaum an Land gegangen, nahm er den Zug nach der kleinen Stadt, in der er so glücklich gewesen war. Sein Herz hatte sich einer so zarten Liebe geöffnet — und nun war er an einem klaren Morgen des Juni wieder an dieser Stelle der Haut-Saône, die seine Träume mit Poesie umwoben.

Die Stadt hatte sich in all den Jahren kaum verändert. Einige Fabriken waren errichtet worden, eine Straßenbahn fuhr über den Marktplatz, ein Autobus ratterte vor dem Rathause. Aber von diesen geringen Veränderungen abgesehen, war der Sitz des Unterpräfekten der gleiche geblieben. Die Promenade längs der alten Burg weckte ihm tausend Erinnerungen. Er ging nun den Garten einer Villa entlang, die seinerzeit ein entfernter Verwandter von ihm bewohnt hatte. Teerosen überwuchsen die Mauer und sandten ihm duftenden Gruß. Nach zwanzig Jahren der Abwesenheit erkannte er den betäubenden Duft wieder.

Aber was ihm über alles wichtig war: er wollte den Platz wiederfinden, den er so gut kannte. Wie oft waren Jacqueline und er im

Schatten der hundertjährigen Bäume gesehen, dem Rasen nahe, der wie grüner Satin glänzte und einen kleinen, von einer hölzernen Brücke überquerten Weiher umschloß. Instinktmäßig ging er auf eine Bank zu — die Bank, auf der sie einst so gerne zusammengesessen waren — und auf der er sich nun allein niederließ.

Welche Erinnerungen ihm diese anmutige Szenerie weckte! Ja, hier hatten sie sich an einem schönen Tage des Frühlings 1914 zum ersten Male getroffen — damals, als der Donner noch nicht über Europa rollte. Und dieser reizende grüne Winkel sah sie zum letzten Male beisammen, als sie voneinander Abschied nehmen mußten — Abschied für immer!

Alle diese Bilder beschäftigten den Reisenden in solcher Weise, daß er gar nicht bemerkte, daß sich ein junges Mädchen neben ihn auf die Bank gesetzt hatte.

Der Spaziergängerin hingegen war er sofort aufgefallen. Wer konnte dieser Unbekannte sein? mochte sie sich als kleine, neugierige Provinziale gefragt haben. Er hatte ihr durch seine Gegenwart Eindruck gemacht und wohl auch dadurch, daß er besser gekleidet war als die Leute, denen sie täglich begegnete. Und dann mochte sie auch gebannt haben: daß ihr sein Gesicht, genauer: sein Profil, durchaus nicht unbekannt vorkam, wenngleich sie, nah oder fern, niemanden kannte, der mit dieser geheimnisvollen Persönlichkeit irgendwelche Ähnlichkeit haben konnte..

War dies überhaupt ein Franzose? Sie dachte gerade darüber nach, als sie bemerkte, daß sie das Buch, einen Roman, in den sie sich eben vertieft hatte, in ihrer Verwirrung umgekehrt in Händen hielt.

Und nun sollte ein zufälliges kleines Geschehnis die beiden einander näherbringen. Das junge Mädchen ließ nämlich dieses Buch zu Boden fallen, wodurch der lederne Schutzumschlag, in dem es lag, sich löste und der Wind die Seiten des Buches mit solcher Schnelle umwendete, daß es schien, als ob er sie herausreißen wollte. Besorgt, einer möglichen Beschädigung des Buches zuvorzukommen, beeilte sich der Fremde, das Buch und den Umschlag aufzuheben. Und schon wollte er, das eine wie den anderen, der Unbekannten reichen, als ihn eine unsagbare Erregung

zu lähmen schien. Unter dem Eindrucke eines starken Gefühls stand dieser ruhige, überlegte Mann, den man gegen jede Überraschung gefeit hätte glauben wollen, wie fassungslos und außerstande, auch nur ein Wort äußern zu können.

Hatte er da nicht seine personifizierte Liebe vor sich stehen? Denn seine Nachbarin hatte sich erhoben. War dies nicht die wiedererstandene Jacqueline, schöner noch als jene es gewesen, in der Eleganz des Kostüms von heute und einer modischen Frisur, wie sie unserer Epoche gefällt? ... Und dieses Gesicht, dem Gesicht der Freundin, wie er es vor zwanzig Jahren gekannt, so völlig gleich — dieses Gesicht betrachtete ihn in seiner Fassungslosigkeit mit einer Anmut, die ihn erst recht außer sich brachte.

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein“, sagte er endlich, „aber Sie sehen mich von einer überraschenden Ähnlichkeit ergriffen, die Ihre Züge mit jenen einer Dame zeigen, die ich in dieser Stadt vor langer Zeit gekannt habe!“

„Das war sicher meine Mutter“, antwortete sogleich und mit Überzeugung das junge Mädchen.

„Dürfte ich mir erlauben, Sie um Ihren Namen zu fragen, mein Fräulein?“

„Ich heiße Jacqueline Morin“, antwortete das Mädchen mit zarter Stimme, die ihn in Klang und Aussprache an die Stimme der Mutter erinnerte.

„Sie sind Jacqueline Morin?“ sagte er, noch immer wie in einer Betäubung, indem er den Namen langsam wiederholte.

Aber schon war eine neue Frage auf seinen Lippen.

„Und Ihre Frau Mutter — ist sie immer gesund?“

„Ich habe sie vor drei Jahren verloren“, sagte traurig das junge Mädchen, dessen schöne Augen sich mit Tränen füllten.

„Entschuldigen Sie meine Unbesonnenheit ... wenn ich das auch nur einen Augenblick hätte ahnen können.“

Er hielt inne, die Stirne gesenkt, von dieser schmerzlichen Nachricht aufs neue erschüttert.

Übermals, als ob er ein Recht dazu gehabt hätte, fragte er das Mädchen noch:

„Und Ihr Herr Vater?“ ...

„Ich habe ihn nicht gekannt. Er fiel in den Kämpfen um Verdun — wenige Wochen vor dem Waffenstillstand.“

Eine Stille folgte. Dann fragte mit wieder gefestigter Stimme Jacqueline ihrerseits:

„Würden Sie mir die Ehre erweisen, mein Herr, mir zu sagen, wer Sie sind?“

„Ich habe vor Jahren das Glück gehabt, durch die Freundschaft Ihrer Frau Mutter geehrt zu werden — noch ehe sie Ihren Herrn Vater kennengelernt hatte. Wir sind damals alle beide noch fast Kinder gewesen... Ihre Mutter hieß damals Rench...“

„Dann sind Sie Herr Fernand Rouveyre?“ sagte Jacqueline, indem sie ihm auf die einfachste Art der Welt die Hand hinstreckte.

„Wie? Sie kennen meinen Namen?“ stammelte er erstaunt und geführt.

„In den Papieren meiner geliebten Mutter habe ich die Photographie eines jungen Offiziers gefunden, dessen Vorname Fernand war — und noch heute ähneln Sie sonderbarerweise jenem Bildnis, das zu den kostbarsten Erinnerungen

jener zählte, die nun nicht mehr lebt.“ Jacqueline schien überwältigt. Sie vermochte kaum weiter zu sprechen.

Fernand hielt ihr freundlich beide Hände hin, die sie gerne ergriff.

„Wollen Sie mir erlauben, Ihnen noch eine Weile Gesellschaft zu leisten?“ fragte er, schon ein wenig beruhigt und die Hand Jacquelines noch immer in seinen Händen.

Im Verlaufe des Gespräches erfuhr er, daß dem Mädchen niemand geblieben war als eine gute, alte Großmutter, der sich der Reisende ohne Verzug vorstellen wollte.

Und das Schweigen, das nun zwischen ihnen beßte: es war nicht ein Schweigen, das die Menschen voneinander entfernt, sondern innigst annähert.

Und als wenige Tage später die Großmutter — zwanzig Jahre nachher — gerne zustimmte und Jacqueline Morin dem reichen Pflanzer aus Saigon, Fernand Rouveyre, zusprach: da öffnete dieser voll Zärtlichkeit seine starken Arme einer kleinen Waise, die vor Glück und Freude zitterte.

Im Herzen des Landes

(Bierwaldstättensee)

Wachsam steigt und wolkenträchtig
das Gebirg aus flacher Flut,
vor der Tiefe doppelt mächtig
ruhend wie nur Hohes ruht.

Zählt hier noch ein Menschenleben?
Klein sind wir, — doch nicht zu klein,
uns am Höhern zu erheben
und im Kleinen groß zu sein.

Ob der Föhn mit Hohn gelächter
wellenwuchtig nieder bricht:
Seht, die urgesekten Wächter
unsrer Freiheit wanken nicht!

Kurt Lenthard